

## Einzelbesprechung

### Ungleichheit

**Bernd Baldus**, *Origins of Inequality in Human Societies*. New York/London: Routledge 2017, 250 S., gb., 136,45 € (kt. 50,49 €)

Besprochen von **Prof. Dr. Thomas Schwinn**: Max-Weber-Institut für Soziologie, Universität Heidelberg, E-Mail: thomas.schwinn@mwi.uni-heidelberg.de

<https://doi.org/10.1515/srsr-2020-0053>

**Schlüsselwörter:** Soziale Ungleichheit, Gerechtigkeit, Evolutionstheorie, Gleichheit

Abhandlungen, die schon im Titel den grundlegenden Anspruch formulieren, Ursprünge sozialer Ungleichheit zu klären, haben Tradition. Man denke an die von Rousseau oder Dahrendorf. Auch der Autor des vorliegenden Buches, ein emeritierter Professor für Soziologie der Universität Toronto, möchte die Wurzeln des Phänomens freilegen und „a comprehensive new theoretical analysis of the nature of social inequality in human societies“ (2) anbieten. Ein Neuansatz sei erforderlich, da keine zufriedenstellende Theorie sozialer Ungleichheit zur Verfügung stünde und es die Soziologie insbesondere in den zurückliegenden Jahrzehnten versäumt habe, eine solche zu entwickeln. Statt sich um die Ursachen sozialer Ungleichheit zu kümmern, seien die Symptome in den Fokus gerückt worden. Unter dem verstärkten Interesse für ethnische oder Genderdifferenzen hätte die Forschung zur zunehmenden Verteilungsungleichheit gelitten. Das zentrale Problem sei die Frage, wie die Resultate sozialer Anstrengungen und Leistungen unter den Teilnehmern aufgeteilt werden. Soziale Ungleichheit ist für den Autor primär ein kulturelles Produkt, bei dem sozial konstruierte Begrenzungen und Barrieren bestimmten Individuen und Gruppen den Zugang zu strategischen Ressourcen verwehren, die für andere verfügbar sind. Dabei sei das Gros der Ungleichheitstheorien von falschen Prämissen ausgegangen, die es zu korrigieren gelte. „Applied to the evolution of social inequality, this framework makes it possible to explore the complex beginnings of inequality structures, to separate the causes which precipitate such structures from those which maintain them over time, and to examine the role of social agents without assuming from the start that their actions serve functional or adaptive ends“ (6). Dieser Satz enthält das komplette Programm des Buches, das der Autor in der Folge entfaltet.

Im ersten Aufsatz werden die „Dimensions of Inequality“ abgesteckt: die Ursprünge oder Entstehungsbedingungen; die Verteilung von Kosten und Nutzen, von Vor- und Nachteilen; und schließlich die Reproduktion und Aufrechterhaltung einer Ungleichheitsstruktur durch Legitimationsformen und soziale Kontrolle. Wie mit diesen analytisch zu trennenden Dimensionen komplexe Ungleichheitsphänomene begreif- und erklärbar sind, demonstriert er am Beispiel des europäischen Feudalismus, am indischen Kastensystem und der Sklaverei. Ein großer Vorzug des Buches ist die enorme Informationsfülle, die der Autor zu verschiedenen historischen und kulturellen Ausprägungen sozialer Ungleichheit zu bieten hat, die in der Regel nicht im Fokus der heutigen Soziologie sozialer Ungleichheit stehen.

Der zweite Aufsatz stellt Vorläufer moderner Theorien sozialer Ungleichheit aus dem 17. bis zum 19. Jahrhundert vor. Die mit der Industrialisierung und kapitalistischen Entwicklung einhergehenden neuen Ungleichheitsverhältnisse haben nach Erklärung und Rechtfertigung verlangt. Das hat einen enormen Fundus an Antworten von einer Vielzahl von Autoren hervorgebracht. Die Politische Philosophie (u. a. Thomas Hobbes 1588–1679, John Locke 1632–1704, Jean-Jacques Rousseau 1712–1778) und die frühen ökonomischen Theorien (u. a. Francois Quesnay 1694–1774, Adam Smith 1723–1790, Robert Malthus 1766–1834, David Ricardo 1772–1823) waren mit der Frage beschäftigt, wie die neuen Einkommens- und Verteilungsstrukturen zu erklären und zu rechtfertigen waren. „Sociologists were latecomers to the debate over social inequality“ (42). Der Autor zeichnet nicht nach, wie die Soziologen die Antworten der Vorläufer aufnehmen, sondern seine These ist, dass die neue Disziplin mit einer veränderten Perspektive und Fragestellung startet: „Their focus was the social turmoil emanating from the new forms of inequality“ (42). Allerdings beginne die Soziologie ihre Arbeit unter falschen Prämissen. In den Arbeiten von August Comte, Herbert Spencer, Karl Marx und Emile Durkheim dominiere die Suche nach einer gesetzhaften Logik des historischen Geschehens. Das werde der Kontingenz und der Bedeutung von Akteuren in sozialen Prozessen nicht gerecht.

Diese Kritik wird im dritten Aufsatz zu den klassischen soziologischen Theorien sozialer Ungleichheit weitergeführt, allerdings auf eine heterogene Weise, die mitunter den Argumentationsfaden zu den zu Beginn herausgestellten zentralen Herausforderungen einer Theorie sozialer Ungleichheit verliert. Es wird dargelegt, wie der soziale Darwinismus von Herbert Spencer und William G. Sumner Darwins Theorie falsch interpretierte und sich dies bis in die heutigen biologistischen Erklärungsmuster sozialer Ungleichheit verfolgen ließe. An die Stelle von sozialen treten individuelle Faktoren und damit werde das soziologische Problem struktureller Faktoren aus dem Blick verloren. Es folgen Abschnitte zu Marx und Engels, zur funktionalistischen Theorie von Durkheim und Parsons, zur Rolle von

Organisationen bei Pareto, Mosca, Michels und Weber, schließlich zur Psychologie von Ungleichheit bei Le Bon, Nietzsche, Veblen und Weber. Das ist im Einzelnen durchaus lesenswert und informativ, aber relativ unsortiert. Durch ein „Critical Assessment“ (86ff., vgl. a. 22f., 98f., 111ff.) versucht der Autor die Defizite der klassischen Theorien sozialer Ungleichheit zu identifizieren, um damit die Notwendigkeit seines eigenen theoretischen Neuansatzes zu rechtfertigen. Erstens: Historisch einzigartige und kontingente Ursachen spielen eine zentrale Rolle bei der Entstehung sozialer Ungleichheit: „[...] contingency opened opportunities which eventually concentrated large shares of jointly produced strategic resources in the hands of a few people while imposing severe direct and opportunity costs on the rest“ (22). Zweitens muss die Bedeutung von „Human Agency“ in die Theorie (zurück)gebracht werden. Wie werden von den Akteuren anfänglich Gelegenheiten zur Vorteilsnahme entdeckt, genutzt und in der Folge aufrechterhalten? Wie reagieren die Verlierer auf ihre Situation? Hier muss man von einer großen Varianz subjektiver Reaktionen auf Ungleichheitsstrukturen ausgehen. Drittens können die Entstehungsgründe nicht den weiteren Verlauf dieser Strukturen erklären. „The longer the path, the weaker is the link between initial causes and later consequences“ (131).

Die Bedingungen für eine zufriedenstellende Theorie sozialer Ungleichheit können nach Einschätzung des Autors am besten durch ein Evolutionsmodell erfüllt werden. Im zentralen vierten Aufsatz wird dieser Grundriss entfaltet: Die von Darwin initiierte und in der Folge weiter ausgearbeitete biologische Evolutionstheorie muss für soziologische Fragestellungen angepasst, übersetzt werden. Soziale Evolutionsprozesse haben eine Eigengesetzlichkeit und können nicht aus genetischen Gegebenheiten abgeleitet werden. Gleichwohl sei es ratsam, die evolutionären Prinzipien von Variation, Selektion und Stabilisierung für eine soziologische Theorie sozialer Ungleichheit fruchtbar zu machen. Damit sei es möglich, die Startbedingungen sozialer Ungleichheitsverhältnisse sauber von den weiteren Stabilisierungs- und Veränderungsbedingungen zu trennen. Im folgenden fünften Aufsatz steht Variation und im sechsten Selektion im Mittelpunkt.

Viele Ansätze belasten die Erklärung des Übergangs von egalitären zu ungleichen Verhältnissen mit Argumenten, die die Notwendigkeit und die angebliche Vorteilhaftigkeit dieser Entwicklung betonen, etwa die größere Funktionalität und die adaptiven Kapazitäten. Der evolutionäre Vorteil von Hierarchie gegenüber Gleichheit wird jedoch nach Einschätzung des Autors notorisch überschätzt. Technologische Großprojekte wie Bewässerungssysteme oder die Errichtung von steinzeitlichen Monumenten waren auch in egalitär strukturierten Gesellschaften möglich und anzutreffen. Soziale Ungleichheit war in der Regel eine Folge und nicht eine Voraussetzung solcher Errungenschaften. Eliten und privilegierte Gruppen oder Klassen waren weniger die Initiatoren solcher kooperativ erzielten

Leistungen, sondern deren Nutznießer durch Ausbeutung und Aneignung kollektiver Ressourcen. Solche großformatigen „Erklärungen“ der funktionalen Vorteilhaftigkeit von Ungleichheit müssen durch kleinformatigere ersetzt werden, die die Variationsvorgänge genau rekonstruieren. „Understanding the evolution of inequality must begin with the micro-processes which transform social and physical environments into individual perceptions and choices. Instead of assuming that elites inevitably drift into power the question is ‚what allows aspiring leaders to be successful in one situation but fail utterly in another?‘“ (149). Der Autor liefert eine Fülle von Material zu verschiedenen frühen Gesellschaftsformen, die seine These überzeugend stützen. Die Kristallisationspunkte sozialer Ungleichheit setzen an den vorhandenen kooperativen Formen an. Nicht immer gelingt es den entsprechenden Akteuren, sich durch Vorteilsnahme von den anderen abzusetzen. Egalitäre Sozialformen verfügen über eine Reihe von Sanktionsmöglichkeiten gegenüber unrechtmäßiger Aneignung und eine oft unterschätzte Adaptionfähigkeit in Hinsicht auf soziale, politische und technologische Wandlungsprozesse.

Vorhandene egalitäre Sozialverhältnisse bieten vielfältige Chancen der Vorteilsnahme. Diese Chancen (Variation) erklären nicht, wie daraus stabile Ungleichheitsstrukturen (Selektion und Stabilisierung) entstehen können. Dies wird im sechsten Aufsatz verfolgt. Baldus widerspricht der Annahme, dass durch soziale Ungleichheit die fähigsten Personen ausgewählt und damit die Leistungs- und Funktionsfähigkeit gesteigert werden. Es gibt keine unsichtbare Hand im Evolutionsprozess, die dafür sorgt, dass die selektiven Prozesse in Richtung rationalere und funktionalere Zustände wirken. „The history of culture, just like the history of technology, is a history of the superfluous, not the necessary [...] The duration and frequency of inequality in human societies is neither an indicator of its social utility nor of the superior qualities of its elites“ (119f.). Anfängliche Vorteile sind noch unsicher und umstritten, da sie keine Selbstverständlichkeit darstellen. Ihre Stabilisierung gelingt zum einen durch Kontroll- und Legitimationsstrategien. Sie haben das Ziel, die subjektiven Wahrnehmungen und Einschätzungen von Ungleichheit zu verändern. Drohungen und Zwänge limitieren die Handlungsmöglichkeiten der Unterprivilegierten, und das Erfinden von legitimen Gründen liefert normative Rechtfertigungsmuster. Die von den Privilegierten ausgehenden Strategien werden durch Verhaltensweisen auf Seiten der Unterprivilegierten ergänzt. Der Autor vergleicht diese mit Erving Goffmans „Unterleben“ einer Organisation (176f., 186f.). Das sind all jene Anpassungsprozesse von Unterprivilegierten, mittels derer sie sich mit den Ungleichheitsverhältnissen und ihrer Position darin arrangieren: das Imitieren von höheren Statusgruppen oder das Kleinreden der Attraktivität von höheren Positionen; die Attribuierung von mangelndem Erfolg auf sich selbst oder über „Glück und Pech“; die Anfälligkeit für

religiöse Antworten oder für die Angebote der modernen Freizeitindustrie; das Verschieben der Aufstiegshoffnungen auf die nächste Generation; der Glaube an meritokratische Prinzipien. Insbesondere die Stabilisierungsmechanismen in modernen kapitalistischen Gesellschaften benötigen nach Baldus ein geringeres Maß an Kontrolle, da sie Autonomiespielräume versprechen. Das Verfolgen eigener Ziele erscheine nicht mehr als Kontrolle oder Zwang, obwohl sich darüber eine „Kultur der Abhängigkeit“ bei den Unterprivilegierten entwickle.

Wer über Ungleichheit spricht, kann über Gleichheit nicht schweigen. Der siebte Aufsatz präsentiert verschiedene philosophische Theorien sozialer Gerechtigkeit. Im Mittelpunkt steht bei diesen die Frage, wie sich Prinzipien der Verteilungsgerechtigkeit begründen lassen (John Locke, Friedrich Hayek, Robert Nozick, John Rawls, Henry Sidgwick, Jürgen Habermas). Die Antworten überzeugen Baldus nicht. Die Vorschläge stimmen nicht überein und ihnen fehlt gleichsam ein soziologischer Unterbau. „Rawls acknowledged that all this was ‚terribly imprecise‘“ (203). Seine eigenen Argumente für mehr Gleichheit entwickelt er mit dem evolutionstheoretischen Bezugsrahmen. In unsicheren, sich verändernden sozialen Umwelten sei es nicht möglich, grundlegende Gerechtigkeitskriterien, rationale ökonomische Wohlfahrtsoptima oder funktionale Notwendigkeiten anzugeben. Was man aber angeben könne, seien die Effekte verschiedener Verteilungsmodelle auf die Vorgänge von Variation und selektiver Stabilisierung. Und dabei gäbe es „compelling evolutionary reasons for more equality“ (238). Mehr Gleichheit öffne den evolutionären Spielraum für mehr Kreativität und die Chance, dass in dieser Varianz geeignete Lösungen für gesellschaftliche Probleme gefunden würden; soziale Ungleichheit verenge dagegen den Spielraum von Variation und Selektion. „The more inequality there is in a society the more probable it is that some of its members will make undeserved claims for wealth and power, that creativity will serve partial rather than common interests, and that private goals will be disguised as common goods. An evolutionary view of distributive justice argues that greater equality reduces these consequences and places fewer restrictions on the overall process of cultural selection. It does not compel us to favor more equality, nor does the inherent contingency of internal selection allow us to specify permanent criteria for what constitutes a just society. It merely suggests something like this: as human beings our culture is part of the natural process of evolution. [...] Whereas only a minute number of lifetime cultural choices will have adaptive consequences, social inequality with its tendency to favor short-term over long-term uses of strategic resources and to prefer private over common purposes, is among the most likely cultural choices to affect the long-term survival of our species“ (215). Soziale Ungleichheit ist keine, so lässt sich das interpretieren, evolutionäre Universalie, die die funktionale Leistungsfähigkeit von Gesellschaften steigert, wie dies Talcott Parsons annahm. Trotz der histori-

schen Beispiele, die Baldus für realisierte größere Gleichheit anführt, bleiben seine Ausführungen ebenfalls „terribly imprecise“. So gehen „Gleichheit“ und „Gerechtigkeit“ durcheinander und – der Teufel steckt im Detail – wieviel von beidem vorteilhaft ist. Ferner: dass etwas vorteilhaft wäre, erklärt noch nicht, wie und warum es realisierbar ist. Baldus ist von dem Vorwurf des „funktionalistischen Fehlschlusses“, den er bei anderen trefflich kritisiert, selbst nicht ganz freizusprechen.

Gleichwohl ist das Buch unbedingt empfehlenswert. Es vermeidet die gängige Auflistung der üblichen Verdächtigen in der heutigen Literatur zur sozialen Ungleichheit. So fehlt jede Bourdieu-Folklore. Baldus bringt einen anspruchsvollen theoretischen Bezugsrahmen mit einer Fülle von empirischem Anschauungsmaterial zusammen. Das ist anregend und weiterführend.